

Klaus Häfner: *Aspekte des Parodieverfahrens bei Johann Sebastian Bach. Beiträge zur Wiederentdeckung verschollener Vokalwerke*. Laaber: Laaber-Verlag 1987. 627 S. (Neue Heidelberger Studien zur Musikwissenschaft, herausgegeben von Ludwig Finscher und Reinhold Hammerstein. 12.).

„Die derzeitige Beschäftigung mit dem Thomaskantor wird von zwei Extremen bestimmt, einerseits von einer fast bis zum Exzeß betriebenen Bach-Philologie, die sich an Kargheit und Nüchternheit geradezu überbietet und sich in ihrer diplomatischen Besessenheit bis hin zum Messen der vom Komponisten benutzten Rastrale . . . versteigt; andererseits von einer theologisch-mystisch-spekulativen Betrachtungsweise, die sich in der Uferlosigkeit absurdeste Deutungen und Zahlensymbolismen verliert . . .“ (S. 537).

Die Unart des Rezensenten, mit der Lektüre eines Buches auf dessen letzten Seiten zu beginnen, bescherte ihm eine Begegnung mit der sympathisch bescheidenen Rückschau auf das Geleistete und dessen mögliche Einordnung in das Gefüge der Forschung (S. 536–538). Doch diesen ersten Eindruck kann die Beschäftigung mit den vorangehenden Hunderten von Druckseiten kaum einmal bestätigen. Eine schon in Häfners Aufsatz über den „Picander-Jahrgang“ (BJ 1975) zu bemerkende Tendenz setzt sich in dem neuen umfangreichen Buch hemmungslos fort: Da – entgegen dem indirekten Versprechen im Titel – nicht eine einzige bisher unbekannte Note „wiederentdeckt“ werden konnte, werden aufgrund überlieferter Texte kühne und zum Teil aberwitzige Hypothesengebäude errichtet. Zuweilen gewinnt man den Eindruck, als solle das heikle Forschungsgebiet Parodieverfahren mit der Brechstange bewältigt werden. Häufig genug wird auch die erklärte Absicht des Autors deutlich, unter allen Umständen der etablierten Bach-Forschung (was immer das sein könnte) in die Parade zu fahren. Alle berechtigten Mahnungen zur Vorsicht und Behutsamkeit (Werner Neumann, BJ 1965) in den Wind schlagend, präsentiert Häfner mit überbordender Beredsamkeit ein verwirrendes Geflecht von Hypothesen, Argumenten und Gegenargumenten, Kreuz- und Querverbindungen, die dann zu „Ergebnissen“ wie diesem führen, daß die im August 1723 zu Ehren des Herzogs von Sachsen-Gotha bei einer Leipziger Universitätsfeier musizierten lateinischen Oden im wesentlichen mit Frühfassungen von zwei Choralbearbeitungen über „Ein feste Burg“ (BWV 80/1 und 5) identisch seien (S. 106 ff.). Im Zweifelsfalle wird auch einmal der Rückmarsch in das 19. Jahrhundert angetreten, die – für die übrige Welt unbezweifelbar belegte – Wiederaufführung der Johannes-Passion im Jahre 1725 in Frage gestellt und Spittas Behauptung wieder aufgetischt, in jenem Jahre habe Bach Picanders Passionsoratorium „Erbauliche Gedancken . . .“ komponiert und aufgeführt (S. 44 ff.).

Angesichts der unverkennbaren Tendenz von Häfners Buch, alles und jedes in Frage zu stellen, erscheint die Gegenfrage angebracht, wo denn die wissenschaftliche Neugier hier endet, die Jagd nach Sensationen beginnt. Im Über-eifer bleibt nicht selten die eigene Forderung nach „wissenschaftlicher Sauberkeit und Genauigkeit“ als „unabdingbaren Voraussetzungen“ (S. 77) auf der Strecke, so wenn es auf S. 28 heißt: „Rudolf Wustmann hat, wie mir erst nachträglich bekannt wurde, in seiner Ausgabe der Bachschen Kantatentexte (1913) den seit 1945 verschollenen Einzeldruck des Picander-Jahrgangs von 1728 . . . benutzt“ und die zugehörige Fußnote auf Wustmanns Edition sowie auf einen